



Künstlerlaune.

Novelle von Hedwig Lange.

(Fortsetzung.)

Tönnissen redet dann zwar wenig, weil er seine ganze Aufmerksamkeit der Führung seines Rahns zuzuwenden hat, aber dessen bedarf es nicht. Vera läßt sich vollständig einspinnen von einem Traum, wie er nur in solchen Sommerwochen fern vom Alltagsgetriebe und der Alltagsumgebung sich des poesieempfindlichen Menschen bemächtigt.

Dann vermag sie vollständig zu vergessen, daß sie vormittags vielleicht nicht mit ihrer Arbeit zufrieden gewesen ist, daß Tönnissen sie getadelt hat, daß sie eine bittere Stunde hinter sich hat, in der sie an ihrer Kunst und an ihrem Können verzweifelt hat. Sie fühlt dann nichts weiter als die Seligkeit, ihm gegenüber zu sitzen, den kraftvollen Bewegungen seiner Arme zuzusehen und sich allein mit ihm zu wissen auf weiter Wasserfläche angefangen einer phantastischen Welt.

Hier und da macht er sie aufmerksam auf besonders seltsame Klippengebilde, für die die Volkspantomie prägnante Namen gefunden hat. Da ist ein wunderbarer steinerner Löwe, der den Eingang zu Kullermanns Tor bewacht. Da gibt es wunderbare schmale Wasserstrahlen, in die er sie hineinfährt, gebildet von Klippenwänden, die sich kulissenhaft zusammenschieben, und die angelegte Phantasie darf wahren, den Eingang zu einer versteinerten Stadt gefunden zu haben. Sie sitzen auch wohl nebeneinander in der Witingergrotte, und wenn Töns Tönnissen, der niemals müdig ist, auf seinen Zeichenblock eine Skizze wirft, dann träumt Vera in die See hinaus, und die an die Felsen schlagenden Bogen erzählen uralte Heldengefänge von Witingersfahrten und -Schlachten, von der Hochzeit der Witingeringfrau, vom toten König, der im geschmückten Schiff in die See hinausfährt, damit ihn die Wellen begraben.

Ein regendrohender Nachmittag. Töns Tönnissen braucht diese trübgraue Stimmung für einen neuen Entwurf. Sie sitzen oberhalb des Leuchtturms in einer nischenartigen Vertiefung der Klippenwand vollkommen gegen den Sturm geschützt, der da draußen die Wellen aufpeitscht und in wildem Anprall gegen die Klippen schleudert.

Tönnissen arbeitet fieberhaft fleißig. Er will noch vor dem Ausbruch des drohenden Regens etwas Fertiges sehen. Daneben hat er dennoch Zeit, Veras Arbeit zu beobachten, ihr Winte und Ratschläge zu geben.

Sie hat heute nach ihrem eigenen Gefühl wieder keinen glücklichen Tag. Eine tiefe Verstimmung beschleicht sie, wenn sie einen

Blick auf die Arbeit des Meisters hinübergehen läßt. Wie kommt es nur, daß er mit wenigen Strichen bereits die Stimmung des Sturmnachmittags überzeugend auf die Leinwand zu bannen verstanden hat, während sie sich vergebens bemüht, das, was ihre Seele ebenso intensiv empfindet wie die seine, in die Finger hinüberzuleiten?

Sie ahnt nicht, daß Tönnissen eben Ähnliches denkt und still für sich den Kopf schüttelt. Während das Mädchenkind Vera Kruse ihm alle Tage besser gefällt, bringt die Malerin ihn alle Tage von neuem in Verzweiflung. Ihre Talentlosigkeit ist nicht wegzuleugnen, diese Disharmonie zwischen Wollen und Vollbringen, zwischen echt künstlerischem Schauen und philisterhafter Wiedergabe. Er tadelt sie oft, aber er kann es doch nicht übers Herz bringen, ihr mit dürren Worten zu sagen, daß sie hoffnungslos unbegabt sei.

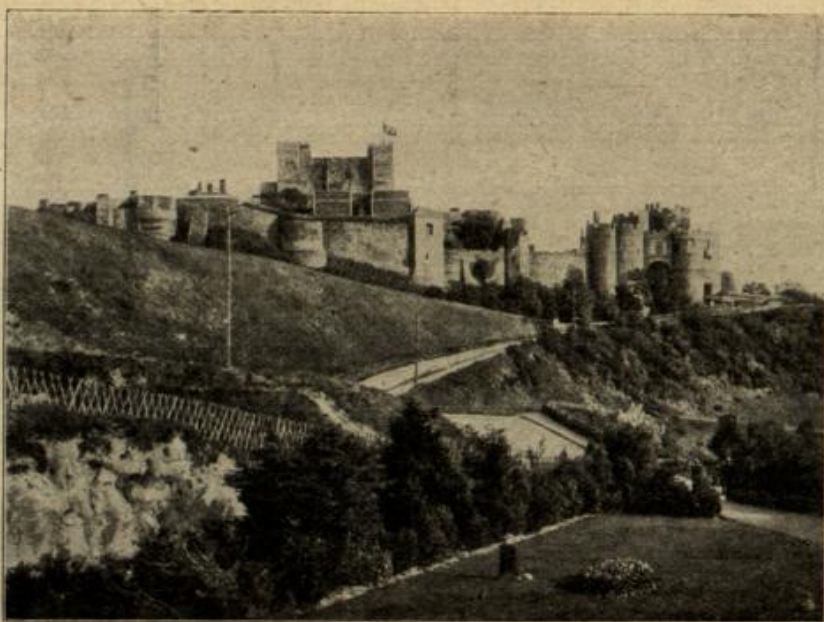
Diese unermüdliche Ausdauer, dieser zähe Fleiß, nötigen ihm Hochachtung ab, um so mehr aber erfüllt es ihn mit Bedauern, daß sie ihre Kräfte, die sie auf so manchem andern Gebiete glücklicher verwenden könnte, anspannt, um einem Phantom nachzujagen, künstlerischen Erfolgen, die sie niemals haben wird.

Um dieser tragischen Vereinigung von Ehrgeiz und Talentlosigkeit willen wird ihm das Mädchen interessant, das ihm noch vor wenigen Wochen nur die unerfreuliche Schülerin gewesen.

Aber Temperament hat sie gar nicht, sagt er sich unzufrieden. Manch anderer an ihrer Stelle hätte schon längst die Pinsel fortgeworfen; aber sie ist immer geduldig und still in immer neuen Versuchen und gibt die Hoffnung nicht auf, daß sie es erreichen werde. Nur in der schrankenlosen Bewunderung, die sie für seine Leistungen an den Tag legt, verrät sich vielleicht unbewußt die Erkenntnis ihrer eigenen Unzulänglichkeit.

Heute packt Vera aber vor ihm ein und tritt dann still hinter ihn, um seiner Arbeit zuzusehen.

„Wenn ich ein Kunstwert betrachte,“ sagt sie aus ihren Gedanken heraus, „ganz gleich, ob es sich um ein Buch, ein Bild oder ein Tonwert handelt, so denke ich immer an den Künstler dahinter, suche ich mir ein Bild seiner Persönlichkeit zu machen, und ich glaube, daß ich selten in meiner Vorstellung vorbeigreife. Denke ich z. B. an Heinrich Seidelsche Dichtungen, diese entzündenden Idyllen an den schilfumkränzten märkischen Seen, an diese seine Naturbeobachtung, die jeden Vogel und jeden Käfer kennt und in ihrem verschwiegensesten Tun belauscht, so sehe ich dahinter den feinen und gemütvollen Menschen, dessen Wesen ganz von Poesie durchtränkt ist, der sich aus allerlei Kleinem und Unscheinbarem eine Welt von Glück und Zufriedenheit aufbaut. Nachdem ich Sie kennen gelernt, habe ich mir mit Befriedigung gesagt, daß ich mir die ganz richtige Vorstellung von Ihnen nach



Die Burg von Dover.

Ihren Bildern gemacht hatte. Hinter diesen kraftvollen Motiven, aus denen es einem wie Salzgeruch entgegenweht, hinter diesen großen, markigen Pinselstrichen, sah ich den kraftvollen Sohn seiner Heimat, frisch und ursprünglich und unberührt von den verweichlichenden Einflüssen großstädtischer Kultur; den Mann, der grad', ehrlich und offen seine Meinung sagt, der zuweilen rauh ist wie seine Natur, aber auch klar und durchsichtig wie die Welle, die er malt ..."

"Und zuweilen auch überschäumend und unberechenbar wie die Welle", fällt er mit gutmütigem Spott ein. "Nicht wahr, so wollten Sie fortfahren?"

Die demütige Bewunderung, die aus allem, was sie sagt und tut, hervorleuchtet, gilt — das fühlt er allmählich — nicht mehr seiner Kunst, sondern auch seiner Person und erfüllt ihn mit einem Gefühl des Unbehagens, der Angst, von der er sich in solchen Fällen mit einem Scherzwort zu befreien sucht.

"Ihre Theorie ist hübsch, Fräulein Kruse, aber doch nicht auf alle Fälle anwendbar. Denken Sie zum Beispiel an Watteauische Bilder — an diese Bilder, die den potenziertesten Lebensgenuß, die Grazie und Eleganz der feinen Welt, die Liebesfreude in ihrer verfeinertsten Form wieder spiegeln. Wer dächte bei ihrem Anblick an den tränklichen, mißmutigen Künstler, den ein graufames Schicksal von allen Lebensfreuden ausschloß? Ich glaube, Sie lassen sich von Ihrem Gemüt zu weit führen; es wird, fürchte ich, Ihnen noch manchen Streich spielen. Aber ich muß auch einpicken, mir scheint, es regnet schon, und wir werden einen unangenehmen Rückweg haben."

Als sie aus ihrem geschützten Winkel heraustreten, packt sie der heftiger gewordene Sturm mit solcher Gewalt, daß Töns Tönnissen nach Veras Arm greifen muß, um sie festzuhalten; beinahe wäre sie gegen einen Stein geworfen worden. Um ihr den Aufstieg zu erleichtern, belädt er sich mit allem Malgerät, und es ist keine unbedeutende Last.

Nachdem sie den schützenden Wald hinter sich haben und auf der offenen Landstraße stehen, fällt sie der Sturm mit neuer Heftigkeit an, und der stärker herniedergehende Regen muß sie in kurzem durchweichen.

Töns Tönnissen sieht prüfend an der Bekleidung seiner Begleiterin herunter. Das leichte Jäckchen, das sie über der dünnen Bluse trägt, scheint ihm kein genügender Schutz. Schnell entschlossen tut er seinen kurzen Lodenmantel ab, um ihn ihr umzuhängen. Da sie sich lebhaft dagegen wehrt, sagt er mit freundlichem Spotte, ihre Worte von vorhin wiederholend: „Nun, nun, Sie werden doch

von dem rauhen Sohn seiner Heimat dieses kleine Opfer annehmen und überzeugt sein dürfen, daß er sich damit keinen Schaden an seiner eigenen robusten Gesundheit zufügt?"

So läßt sie es zu, und läßt es mit noch süßerer Befriedigung geschehen, daß er ihren Arm in den seinen nimmt, „we es sich gemeinschaftlich befeht gegen den Sturm an kämpfe“, der in der Ta ihre zarte Figur auf besonders ungeschützten Stelle der Landstraße einfach zu werfen droht. So schreiten sie, tapfer ausgreifend in gleichem Schritt durch Sturm und Regen dahin und Veras Herz ist erfüllt von heimlicher Seligkeit. Tönnissens zarte Sorgfalt obgleich sie sich hinter heben Worten versteckt, gibt ihr eine süße Genugtuung. Sie ahnt dahinter bereits die Erwiderung eines Gefühls von dem ihr eigenes Leben ganz und gar durchtränkt ist.

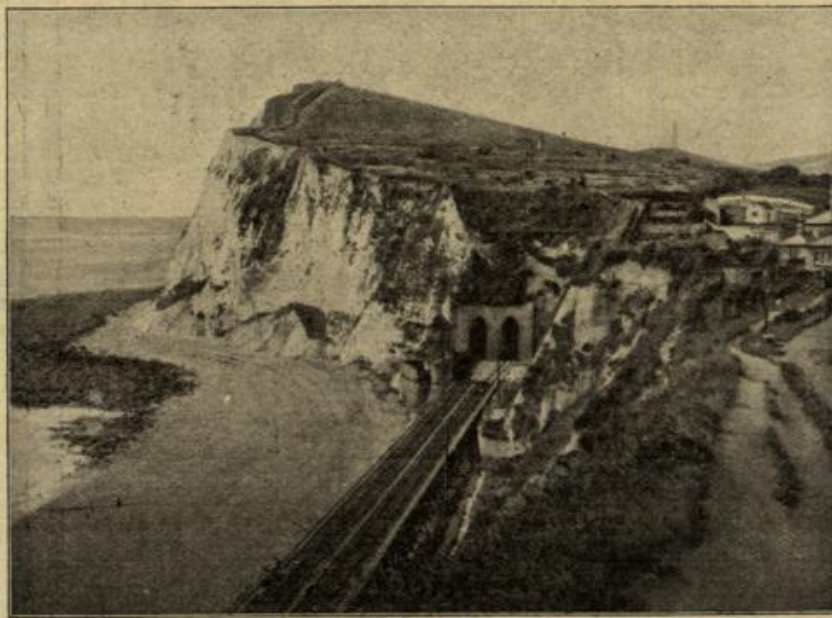
Sie weiß es ja nicht, daß Töns Tönnissen, nachdem er ganz impulsiv einer Beschützerregung nachgegeben hat, sich von einer starken Befangenheit beherren fühlt und nichts sehnlicher wünscht, als Veras Arm wieder loszulassen. Die unmittelbare Nähe dieses Mädchens, die blonde Haarsträhnen, die dicht unter den Augen wehen, verwirren ihn geben ihm ein Gefühl der Unsicherheit, das er noch nie in seinem Leben kennen gelernt hat.

Der Däne, den seine Kränklichkeit bei ungünstigem Wetter im Hause zurückhält, stürzt den Ankommenden entgegen und hilft ihnen, sich vom Malzeug und den nassen Schuhen zu befreien. Er sieht mit Befremden in Veras Gesicht, das unter dem tiefen nassen und zerzausten Haar rosig strahlt, und mit noch größerer Befremden sieht er, wie sie die ihr entgegenkommende Mor Ell

in den Arm nimmt, und mit ein paar eingelernten schwedischen Begrüßungsarten auf die Wangen küßt.

„Sieh, sieh sagt Mor Ell schmunzelnd, „kann schon schre dich. Ja, ja, die deutschen Mädchen! Tyske flekor, Swenker stöckor, Englisker pound stelling finds of hela vardi. Übersehe ihr doch mal, mein Sohn.“

Töns Tönnissen übersetzt je Vera lachend die Worte: „Das ist ein schwedisches Sprichwort und heißt: Deutsche Mädchen, schwedische Streichhölzer, englische



Die „Shakespeare-Klippen“ an der Küste von Dover.



Verfolgung eines Motorradfahrers durch französische Kavallerie. (Mit Text.)

Originalzeichnung von S. Blant.

Pfund Sterling finden durch die ganze Welt.“

„Haben Sie gehört, Fräulein Müller,“ ruft Vera der Lehrerin zu, die schon wartend am Abendbrotisch sitzt, „wie schmeichelt der Schwede über uns deutsche Mädchen urteilt? Er meint also, daß wir uns am kräftigsten in der Welt durchzusetzen ver stehen.“

Vera ist den ganzen Abend sehr heiter und steckt ihre Umgebung mit ihrer Lustigkeit an. Es ist so viel versteckte Seligkeit in ihr, die auf irgendeine Weise ausströmen muß.

daß, wenn sein Leben, seine Existenz nicht mehr von seiner Kunst getragen wird, daß sie dann herabsinken muß zu einer Spielerei, zum Zeitvertreib müßiger Stunden . . .

An solchen Tagen, wo Töns Tönnissen vor ihr aus dem Hause verschwunden ist, ist für Vera die Sonne überhaupt nicht aufgegangen, wenn sie auch hellstrahlend am Himmel steht. Eine öde Langeweile gähnt über den nächsten Stunden, eine graue Lustlosigkeit ist über allem, was sie vornimmt. Die lärglichen Unterhaltungsversuche des Dänen, der seinerseits sehr glücklich darüber ist, sie begleiten zu können, bringen sie nicht einen Augenblick von der Frage ab: Warum zieht er es heute vor, ohne mich zu sein? Warum geht er mir aus dem Wege?

Sie sitzt mit dem Dänen am Waldrande oberhalb der Landstraße, von wo man über die See hinausbliden kann, ahnungslos, daß gar nicht weit von ihr der Maler unten an jener selben Stelle in den Klippen sitzt, wo sie an den ersten Morgen gemalt haben.

Tönnissen ist an der Ausführung des Entwurfes mit Veras Bild, das sie selbst seitdem nicht wieder zu Gesicht bekommen hat. Je mehr er sich von ihr selbst zurückzieht, je mehr zieht es ihn zu ihrem Bilde; um so mehr fühlt er sich verfallen einer Sinnen- und Seelengebundenheit, die sein Verstand vergebens sich zu erklären versucht und gegen die sich sein Wille in dumpfem Widerstreben auflehnt. Während er sich in das holde, sehnsüchtige Gesicht seiner Witiinger-Frau vertieft, hält seine Seele sanfte Zwiesprache mit ihrem

Ebenbilde, dem er im täglichen Leben fast unfreundlich und ablehnend begegnet. Er läßt sich schmeichelnd umfosen von der demütigen, bewundernden und hingebenden Liebe, die sie ihm zu Füßen legt.

Zuweilen ersteht aber urplötzlich ein Bild vor seinem geistigen Auge: er sieht seine Berliner Künstler-Junggesellenhäuslichkeit in seinem unordentlichen, stillen Durcheinander, wie es Laune, Geschmack und Bedürfnis zusammengetragen, stilvoll verwandelt zu Salons von charakterloser Eleganz, Salons von Berlin W und Grunewald-Kolonie. In diesen Räumen inmitten einer vornehmen Gesellschaft — seiner Verwandtschaft — ihn selbst als eine Art von Dekoration, als eine ästhetische Attraktion, die man sich mit gutem Gelde angeschafft hat, um den Gesellschaftsabend einen neuen Reiz zu verleihen . . .

Wenn dies Bild vor seiner Seele steht, dann hält er plötzlich in der Arbeit inne, blickt mit zusammengezogenen Brauen geradeaus und tut einen scharfen Pfiff durch die Zähne.



Ein Feldtelephon in der vordersten Kampfstellung. (Mit Text.)

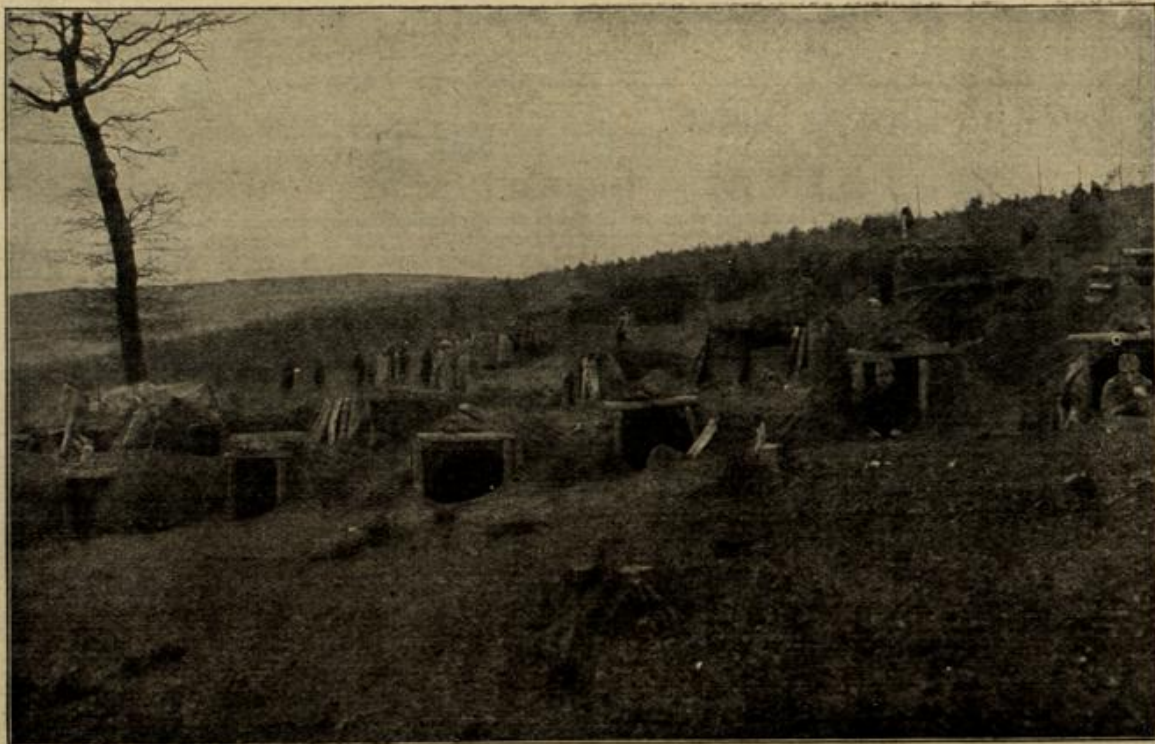
Die Blicke des Dänen gehen mißtrauisch zwischen Vera und dem Maler hin und her, bis es dem jungen Mädchen flüchtig ins Bewußtsein dringt, und es ist sehr belustigend, daß der kleine Mann eifersüchtig ist und ein Geheimnis zwischen ihr und dem Künstler zu wittern scheint.

4.

Seit diesem Nachmittage geschah es öfter, daß Töns Tönnissen sich dem regelmäßigen Miteinander entzog. Es kam vor, daß er schon vor Tau und Tage ausgewandert war, und wenn Vera zur üblichen Frühstücksstunde auf der Galerie erschien, ließ er ihr durch seine Mutter sagen, daß er einen besonders entlegenen und schwierigen Punkt aussuchen wolle, den er ihr nicht zumuten könne. An solchen Tagen erschien er natürlich auch nicht zur gemeinschaftlichen Mittagsmahlzeit, da er niemand neben sich hatte, der ihn erinnerte, sondern gewöhnlich erst, wenn die Hausbewohner zum zweiten Male ausgeflogen waren.

Töns Tönnissen fühlt sich auf einmal in seinem seelischen Gleichgewicht gestört. Vera Kruse ist nicht mehr bloß eine von seinen Schülerinnen; sie ist ein Menschenkind, das auch außerhalb der Arbeitsstunden Anspruch auf seinen inneren Menschen erhebt. Mit zunehmender Angst spürt er die Kreise enger und enger gezogen, fühlt er sich auf den Punkt hingedrängt, wo ein Mann, wie er, mit seiner so außerordentlich schlichten Auffassung von Pflicht zu dem Mädchen, das ihn liebt, sagen muß: Sei mein Weib!

Wenn Vera Kruse nicht das Geschöpf des reichen Hauses wäre, das da glauben würde, ihn mit seinem goldenen Hintergrunde erst zum Manne und Künstler gemacht zu haben! Dagegen bäumt sich in ihm der Stolz des Menschen, der, was er geworden, der eigenen Kraft verdankt. Er will nicht der Mann der reichen Frau sein, sich nicht in das fertige Nest setzen. Er fühlt,



Vom österreichisch-ungarischen Kriegsschauplatz: Höhlenwohnungen der Tiroler Landesjäger bei Disztovica. Phot. Attophot. G. m. b. H., Wien.

Im Anfang des August reisten Mor Cilla's andere Sommergäste, deren Urlaub zu Ende war, ab, und in dem bleichen Gesicht des kleinen Bäckers, in den brennenden Augen, die er abschiednehmend auf Vera heftete, stand geschrieben, daß er um eine schöne und doch sehr schmerzliche Seelenerfahrung reicher hinter seinen Kontortisch in Kopenhagen zurückkehrte.

Wachte es Töns Tönnissen mit der Angst erfasst haben, daß er nunmehr mit Vera vollkommen allein war, während bisher die Gegenwart des Dänen ihrem Zusammensein den Charakter äußerlicher Unbefangenheit gegeben hatte — mochte es wirklich die Lust an dem geliebten Sport sein — kurz, er überraschte die Mutter und Vera am Abend desselben Tages mit der Nachricht, daß er eine zweitägige Segelfahrt antreten wolle. Er hätte seinen Freund, den Sohn des alten Larssen, getroffen und von ihm gehört, daß sie morgen beide in Geschäften nach A. wollten; da hätte er sich kurz entschlossen, mit ihnen zu fahren.

„Lassen Sie sich inzwischen die Zeit nicht lang werden, Fräulein Kruse, seien Sie fleißig und überraschen Sie mich mit der wohl ausgeführten und gelungenen Skizze, die wir gestern bei Ablaam begonnen haben!“

Dies sagt er leichtfertig lachend, wie es Vera scheint, und ein schmerzlicher Groll steigt in ihr auf, als sie daneben vergleicht, wie sie selber unter seinem Fernsein leidet.

Es war ein durchaus wolkenloser Morgen, auf dem Tönnissen mit seinen Schifferfreunden ausgefegelt, aber schon am Nachmittag desselben Tages erklärte Mor Cilla ihrem jungen Gaste, daß sie sich um das Wetter Sorge mache. (So weit reicht die Verständigungsmöglichkeit zwischen den beiden schon dank Veras eifrigen Bemühungen um das Schwedische.) Der Wind sei umgesprungen und es sei wahrscheinlich, daß der Abend noch Sturm bringen werde. Diese weißen, dünnen Wolken, die sich wie wehende zerfetzte Fahnen über den blauen Himmelsgrund decken, seien untrügliche Sturmzeichen.

Vera hat die Nachmittagstunden in den Klippen von Ablaam in fleißiger Arbeit zugebracht, denn sie setzt jetzt wirklich ihren ganzen Ehrgeiz daran, Tönnissen mit einer gelungenen Leistung ein Lob abzuwingen. Sie hat durchaus geschickt gesehien mit einer ruhigen See vor sich; als sie dann aber auf dem Heimwege die andere Seeseite erblickt, da ist sie überrascht, wie sich das Bild gegen das des Morgens verwandelt hat.

(Schluß folgt.)

und daß sie, die bisher nur dem Sport und ruhigen, friedlichem Berufe diente, nun auch im Ernstfall, im Krieg sich so sehr bewährte!

Ein Feldtelefon in der vordersten Kampfstellung. Unser Bild zeigt ein schnell angelegtes Feldtelefon in der Nähe einer Wacht, das die Verbindung mit dem Oberkommando darstellt.

Allerlei

Stoffenzer. Freundin: „Du Glückliche, deine Hochzeit steht vor der Tür.“ — Braut: „Ja, die Hochzeit, aber auch die — Hochzeit!“

Komisch. „Deine Braut ist genau so schüchtern wie du. Ich möchte wissen, wie ihr euch gegenzeitig eure Gefühle zu verstehen gegeben habt.“ — „Durch den Fernsprecher sind wir uns allmählich näher gekommen.“

Empfehlend. „Und ist der Stoff auch — neu?“ — „Das neueste Muster.“ — „Und bleicht er nicht an der Sonne?“ — „Ganz ausgeschlossen! Er liegt ja schon zwei Jahre im Schaufenster — und man merkt es ihm kaum an!“

Russische Offiziere. Die Erlasse der Kaiserin Katharina von Rußland werden mit Recht zu den seltsamsten gerechnet, die je ausgegeben wurden. So erhielten die Führer der Besatzungsgruppen in Polen die Vorschrift: „Den Offizieren wird es streng verboten, silberne Löffel und Gabeln zu stehlen, Servietten zum Nasenwischen zu gebrauchen, die Polinnen unzutun anzufassen, da diese schmerzliche Ohrfeigen versehen.“ Das läßt auf nette Zustände in dem damaligen russischen Offizierkorps schließen.

Gemeinnütziges

Gefrorene Kartoffeln finden noch mancherlei Verwendung; aber als Saatkartoffeln sind sie unbrauchbar geworden. Sie keimen schlecht und bringen schwächliche Pflanzen hervor.

Wurzelgemüse, insbesondere Möhren, halten sich weit besser im Keller, wenn sie nicht allzu sauber vom Erdbreich befreit werden. Bei nassem Wetter geerntet und leicht abgeschüttelt, neigen sie im trockenen Keller weniger zum Welken. Das Einschlagen ist dann überflüssig.

Weizenleie ist ein vorzügliches Mittel zum Abreiben von Tapeten. Man sollte diese mindestens zweimal im Jahre gut abreiben und würde damit sicherlich auch

einen Kampf gegen Wanzen führen, die überall da auftreten, wo der Reinigung der Wände zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Ein leicht herzustellender Universal Kitt. Es werden vier Teile Marmorergips und ein Teil arabischer Gummi gemischt. Diese Masse rührt man beim Gebrauch mit einer sechsprozentigen Boraxlösung zu einem dicken Brei an, den man in der üblichen Weise als Kitt verwendet. Er eignet sich für Porzellan, Holz, Horn, Glas und Stein. Der Kitt erhärtet nur langsam, wird aber marmorhart.

Logogriph.

Mit k ein nützlich Instrument.
Mit l der Schiffer froh ersehnt.
Mit g war ich ein grimmer Rede.
Mit s bringt uns der Schütz zur Strecke.

W. Spangenberg.

Anagramm.

Ich bin Geräte, allbekannt,
Du nimmst mich selber oft zur Hand.
Gibst du ein weiteres Zeichen mir,
Dann zeigt ein freches Vögel sich dir.

Julius Fald.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Scharade: Schred, Horn, Schredhorn. — Logogriph: Land, Band, Hand, Wand, Sand, Tand. — Zahlenrätsel: Arabien, Ereth, Tuging, Nebe, Air. Atna—Niger.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Unsere Bilder

Verfolgung eines Motorradfahrers durch französische Kavallerie. Eine aufregende Fahrt mit dem Motorrad — eine richtige Hetzjagd, da vorne der Deutsche auf seinem Schnellläufer und dahinter die Franzosen auf ihren Rennern. Erreichen werden sie ihn wohl nicht. Ehe ihm sein Benzin ausgeht, wird den Säulen, und wären es auch die besten, der Atem ausgegangen sein. Aber die tödliche Kugel könnte ihn doch noch treffen, den waghalsigen Depechenreiter auf dem Stahlroß — und wohin er auch noch kommen mag, beim Aufklärungsdienst umlauern ihn auf Weg und Steg Gefahren. Es ist aber doch für eine Heeresleitung von außerordentlichem Vorteil, daß sie jetzt solche überaus schnellen Beförderungsmittel für den Nachrichtendienst zur Hand hat und nicht minder für die Truppe selbst. Was jetzt ein einziger solcher Fahrer leistet, dafür mußten früher mindestens ein halbes Duzend Reiter aufgeboten werden. Überhaupt ist der Fortschritt ungeheuer, welcher auch für den Krieg die Beförderung mittelst der Autofahrzeuge gebracht hat. Es wird ja alles und alles mit diesen neuesten Fahrzeugen vor und hinter der Linie befördert. Truppenteile in gepanzerter Autos, welche möglichst rasch vorwärts gebracht werden sollen. Die Heerführer selbst sind in der Lage, mit den Schnellfahrzeugen in kürzester Frist von einem Flügel ihres Heeressteils bis zum andern sich vom Stand der Sache zu überzeugen. Verwundete werden mit ihrer Hilfe hinter die Linie und rasch in das nächste Lazarett gebracht. Schießmaterial und Proviant wird den Truppen nachgeführt. Liebesgaben gelangen durch sie in die Front und dahin, wo bestimmte Truppenteile ihren Standort haben. Ja selbst die fürchterlichsten Kriegswerkzeuge, wie die sogenannten Motorbatterien, werden auf diese Weise in verhältnismäßig kurzer Zeit und mit verhältnismäßig leichter Mühe in den Kampf gestellt. Wer hätte es gedacht, daß die noch so junge Automobilindustrie zu solchen Leistungen fähig machte,